IV. Jahr Heft 13

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ (Schluß) / Georg Trakl: Gesang des Abgeschiedenen / Georg Büchner: Lenz / Arno Nadel: Zeichnung von Kokoschka / Leo Sternberg: Stunde der Erfüllung / Theodor Haecker: Die müde Nazarenerseele

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. April 1914 Heft 13

Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ / von Carl Dallago

(Schluß)

V.

Daß der Haecker'schen Schrift Gerechtigkeit und Rangefühl in reichem Maße eignen, erweist ihre Denkungsart über Nietzsche und Richard Wagner. Es ist nicht mehr von Vergleich die Rede, sondern Nietzsche wird, trotz des Tadels, der da und dort gegen ihn abfällt, als der ungleich wertvollere geistige Mensch angesehen. So wird gesagt: „Es ist auch gewiß, daß Nietzsches tapferes und lauteres Leben mit dem Christlichen mehr zu tun hat, als Parsifal und Bayreuth“. Und es ist wahr, daß, insoferne man das Christliche für das rein Menschliche nimmt, Nietzsche mit diesem Christentum mehr zu tun hat, als Parsifal und Bayreuth, die das Kirchenchristliche, das sie enthalten und darstellen, nur mit noch mehr Weltlichkeit ausstatteten.

Der Parsifal nimmt sich in der Tat wie ein kirchenchristliches Abblasen aus, das die Begierden entläßt, damit die Menschen zur Erlösung eingehen können. Doch Wagner begeht hier die Ungerechtigkeit und schließt das Weib von dieser Erlösung aus, obwohl er mit seinem besten Schaffen gerade auf diese Weibessinne verführerisch einwirkt. Er bedurfte eben des Weibes auch in seiner Kunst. Er muß im

Zuhörer das Weibliche wecken, um ihn gefangen zu nehmen. Der Ansturm auf das Männliche gelingt ihm weniger, da gibt es noch viel Lärm und Theater. Aber sein Stärkstes besteht darin, den Widerstand durch Verführung zu brechen, Erschlaffung und Auflösung in Hingebung herbeizuführen. So wird zwar keine Festung im Sturm genommen, aber die Verteidigerschar ergibt sich, weil sie dem Feinde irgendwie Freund geworden ist. Und er, dem man sich soweit ergeben hat, beansprucht Liebe; also stillt, was weiblich ist, ihm diese Liebe. Wo indes sein werbendes Ungestüm beabsichtigt hätte, auch das Geistige zu wecken, dort müßte das Weib, als Willigkeit, auch imstande sein, diesem Geistigen zu folgen. Das übersah Wagner und schloß für den Zustand der Erlösung mit den Begierden auch das Weib aus. Das übersah auch Weininger, dem seine Weibesbetrachtung ja schon Lebenswille, im Grunde Ablebenswille, geworden war. Und das übersahen die Kirchenväter, die den Begriff Weib wohl übel deuten mußten, um sich vor ihm zu sichern. Christus aber übersah das nicht; er fand das Weib auch geisteswillig und sonst nicht weiter erlösungsbedürftig. Schon dieser Umstand hätte Weininger abhalten müssen, Wagner „ganz dicht neben Christus" zu stellen. „Der radikale, der ganz heillose Wahnsinn, der in diesem Vergleiche steckt", sagt Haecker, „tritt in dem grellen Licht eines starken Geistes besonders klar an den Tag." Und in der Tat: Wo das Geistige Christi einigermaßen offen liegt, kann und darf das Geistige Richard Wagners in keiner Hinsicht mehr zum Vergleich kommen.

Doch es ist Zeit, zu Nietzsche zurückzukehren, von dem es weiter heißt: daß er es nicht nötig gehabt hätte, „sämtlichen Dummköpfen und Feuilletonschreibern von heute das Thema ‚Der amoralische Renaissancemensch' zu liefern, dieses entsetzliche Thema, das auf einen anständigen Menschen allmählich wie ein Brechmittel wirken muß." Diese

völlige Verwerfung scheint mir ungerecht. Denn es wäre darauf zu achten, wohin dieses Thema verlegt wurde. Und wenn behauptet wird, daß Nietzsche den Christen im Sinne Kierkegaards gar nicht sah — „er wurde ihm verdeckt durch Betbrüder und Betschwestern, durch unreine Geister, durch schwammige, muffige, unappetitliche Gesellen, durch Heuchler, Lügner, Schwachköpfe, vom ‚Ressentiment' zerfressene Menschen, die sich auch Christen nannten" — so muß dem doch entgegengehalten werden, daß der amoralische Renaissancemensch, gegen solche Christen gestellt, schon eine gewisse Berechtigung hätte. Aber Nietzsches Prägung richtet sich wohl gegen „die Kleine-Leute-Moral als Maß der Dinge", von der er sich angeekelt abwandte. Eine schmutzige Vorteilskrämerei vermochte er nicht für Tugend zu nehmen. Und man bedenke, was er sonst noch zu sehen bekam: „Christen der allgemeinen Wehrpflicht, des parlamentarischen Stimmrechts, der Zeitungskultur, — und zwischen dem Allen von ‚Sünde', ‚Erlösung', ‚Jenseits', ‚Tod am Kreuze' reden —: wie kann man in solcher unsauberen Wirtschaft es aushalten!" Dabei sah Nietzsche aber doch den Christen im Sinne Christi, in den Umrissen wenigstens; denn er erkennt: „Das ganze Leben des Christen ist endlich genau das Leben, von dem Christus die Loslösung predigte". Dieses klägliche Ergebnis des Christentums mag ihm schließlich auch Christus entfremdet haben. So wurde es seinem stürmischen Geiste immer mehr Bedürfnis, hier reinen Tisch zu machen und ein gegnerisches Ideal zu entdecken. Der amoralische Renaissancemensch ist so vielleicht eine Art Lückenbüßer geworden; jedenfalls steht er nicht lange im Vordergrund. (Und was Dummköpfe und Feuilletonschreiber aus dem Thema machen, ist doch belanglos. Wie entstellt wurde durch jene Christen nicht der Begriff: Der Christ? Schlecht Geartetes macht an sich Gutes schon dadurch schlecht, indem es sich dieses aneignet.)

Bei Nietzsche zeigt sich später etwas ganz anderes: in ihm, der öfter schon gegen den Entwicklungsglauben angekämpft, war wohl eine Art Ursprungsglaube rege geworden, der ihm schließlich den Ausspruch formte: „Daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der ‚wünschbare' Mensch irgendeines bisherigen Ideals." Wie soll man sich auch sonst diesen wirklichen Menschen vorstellen! Die Menschen, die Nietzsche sah, darunter auch jene Christen, waren ihm gewiß nicht die wirklichen Menschen. Näher liegt, daß er sich selber dabei im Auge hatte, der doch zum wirklichen Menschen hindurch wollte. Das aber verweist wiederum auf Menschen von früher, wohl auf den Menschen von jeher; es wäre: der ursprüngliche Mensch — der Mensch. Und da hätte Nietzsche wohl noch darauf kommen können, daß auch Christus ein solcher Mensch gewesen ist. Freilich, vom Christlichen her wird man diesem reinen Menschentum Christi nur ferne gerückt. Nietzsche aber, der fieberhaft Schweifende durch die Bezirke des Geistes, war zuletzt wohl schon zu gehetzt, um mit der nötigen Aufmerksamkeit vor seinen Funden verweilen zu können; sein Geist war wohl auch bereits im aufflammenden Erlöschen. So brachte er es nicht mehr zur Revision seines „wirklichen" Menschen.

*

Der Begriff „Der amoralische Renaissancemensch" ist zunächst wohl auch zu wenig scharf umrissen. Als der offene Gewaltmensch aber wäre er lange nicht das Uebelste. Wo die Gewalt offen auftritt, kann auch die Gegenwehr besser aufkommen. Ein solcher Gewaltmensch mag an sich ein Geschlossenes dartun, wenn er auch als Moral das Recht der Kraft vertritt. Es wäre ein rohestes Naturrecht, und jeder Krieg zeitigt es wieder. Das Recht trägt man in solchem Falle auf der Spitze des Schwertes oder, heute, in dem

Lauf der Gewehre. Doch läßt es die Aufforderung zu: Wenn ihr stärker seid, verwehrt es uns! Solche Moral verliert auch viel von ihrer Roheit, wenn das Kriegerische, das soldatisch Tüchtige, in den Vordergrund tritt. Gefallen an diesem Kriegerischen mag in Nietzsche das besagte Thema ausgelöst haben.

Man könnte auch heute noch sein Gefallen daran finden, wenn man nach den Gewalttaten unserer großen Geldleute sieht. Diese führen zwar keine Kriege, agitieren sogar schamlos lieber für den Frieden, aber die ganze Welt, Staaten und Völker, in ihre Abhängigkeit zu bringen, dahin zielt ihre Niedertracht. Um wie viel gewalttätiger als der „amoralische Renaissancemensch" ist doch so ein „moralischer Trustmensch" des heutigen Amerika! Seine friedliebenden Raubzüge kennen auch nur das Recht des Stärkeren, ein Recht, das er selbst den Gesetzen gegenüber zu behaupten weiß. Hierin gleicht er also völlig dem „amoralischen" Vorgänger; nur daß dieser bei seinem Tun auch seine Person einsetzte; der Trustmann hingegen läßt alles von seinem Gelde tun. Denn das Geld ist seine Kraft. Man trägt nicht die Haut zu Markte; das ermutigt den Unternehmungsgeist. Und so nähren diese kapitalistischen Friedensapostel in sich den unflätigen Ehrgeiz, die Menschheit von sich abhängig zu machen, indem sie versuchen, deren Existenzbedingungen in ihre Hand zu bekommen. Ihrer Willkür soll die Regelung alles Wirtschaftlichen überlassen, ihren Bereicherungs- und Machtgelüsten soll keine Grenze mehr gesetzt sein. Dahin steuern sie, auch wenn es heute noch nicht so weit ist, diese neuesten und gewissenlosesten Gewaltmenschen, die vor Gott gewiß ein Greuel sind, und die die Schamlosigkeit so weit treiben, daß sie noch zu Lebzeiten als „Wohltäter der Menschheit" zu Denkmälern kommen. Sie sind die reifste Frucht dieses Maschinenzeitalters, das den Geist zur Unzucht treibt und sich dem Wahn hingibt, daß das Dasein mit Pferdekräften

zu heben und mit Geld zu umspannen sei; das dieses Geld als das Höchste kennt, als Herrscher über alles, als Gottes Auge und rechte Hand — dieses Geld, das Weltlichste, das Nichts.

Hier aber fallen mir Alexander von Warsberg's Worte ein: „. . . . das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht." Und so mögen auch diese Gewaltmenschen, die hinter ihren Geldnetzen auf Beute lauern, wie Raubspinnen hinter ihren Geweben, von ausgleichenden Gesetzen ereilt werden: sei es, daß sie bald zur Kruste erstarren, und ihre Zeugungskraft verfällt, so daß sie keine Geschlechter hinterlassen und ihre Spuren ins Nichts vergehen. Oder sei es, daß irgendein später Enkel unter dem Fluche zusammenbricht, solche Menschen zu Ahnen zu haben. Denn (um das frühere Bild eine Stufe zu heben): ausmessend und gerecht sind die unsichtbaren Kräfte, die das Walten des Geschickes bedienen, dieser nie stille stehenden Mühle Gottes.

*

Wie alles in Haeckers Schrift seinen Sinn und seine Tiefe hat, so wohl auch der Ausspruch über Karl Kraus: „Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeiten seiner selbst entdeckte." Ein Ausspruch, der mein Interesse für Kierkegaard nur erhöhen kann. Von Karl Kraus aber wird noch gesagt: daß ihm unter allen Lebenden die stärkste vis comica geschenkt wurde, daß er der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit ist. Und daß er, im Geiste gesehen, der mutigste Mann ist, der heute lebt, „denn er steht mit seinem Wirken im grellen Licht der Oeffentlichkeit." Ich hätte noch hinzuzufügen, daß dieser Mut ein Mut der

Erkenntnis ist, der sich im „Zerstören" völlig genügt, als Gegensatz zu jenem Mut der Beschränktheit, der nur „aufbauen" und ordnen will und niemals wahrzunehmen vermag, wie er dabei ein von jeher Ordnendes und Bauendes verschütten hilft.

Ein anderer Ausspruch aber, die vis comica berührend, lautet: „Der Orient hatte nur das Pathos dieses Lebens gefunden. Die Griechen und Europäer entdeckten auch seine Komik." Dem entgegen denke ich: daß auch der Orient die Komik dieses Lebens kennen mag; daß aber diese Komik, wo sie sich äußert, mehr mit dem Ursprung des Humors zusammenhängt als mit Begriffen wie der Westen und der Osten. Mir scheint es nämlich, daß sie einer Situation entspringt, nicht der Besonderheit einer Oertlichkeit, und daß es überall Situationen geben kann, die zum Humor und zur Komik führen. Der Humor, als ein Umsprung des Gefühls, ausgelöst von einer Umgebung, die das Gefühl oder die Seele oder den Geist verletzt, ist immer Reaktion. So mag in einem Manne wie Karl Kraus, der mit seinem Wirken im grellen Licht der Oeffentlichkeit steht, der Humor und mit ihm die vis comica als eine Art Wehr aufleben, um den Gott, der Geist ist, „in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven nicht zu verlieren." Und so mag auch die vis comica oft die Rettung des Geistigen sein, aber „unter Bienen und Blumen", das ist sicher, fände sie nicht ihre Lebensbedingungen. Diese Erkenntnis verlegt daher das Aufleben der vis comica mehr dorthin, wo auch mehr Unfug herrscht. Es ergäbe (mit Beibehaltung der Haecker'schen Unterscheidung) die öftere Verletzung des Geistigen für den Westen. Und ergäbe weiterhin, daß Landschaft und Einsamkeit dem Aufkommen solcher Gewalttätigkeit gegen den Geist keine Nahrung bieten. (Demnach bedurften wohl Sokrates in Athen und Kierkegaard in Kopenhagen der vis comica aus demselben Grunde, aus

dem Karl Kraus ihrer heute in Wien bedarf. So bedurfte ihrer Nietzsche jedoch in seiner Einsamkeit nicht.)

„Aber erst Pathos und Komik", führt die Schrift weiter aus, „beide zusammen sehen und erkennen den Zustand dieser Welt, die aus Fülle und Mangel, aus Würde und Elend gewoben ist. Erst Komik und Pathos, beide zusammen, hindern den Menschen, sich je in der Zeit für fertig zu halten, und nötigen ihn zu der Einsicht, daß der Mensch durchaus nicht Ziel und Zweck des Geistes ist."

Wenn man nun diesen Sätzen entgegen hält, daß der Zustand dieser Welt doch immer belangloser wird für den, der eine Innerlichkeit lebt, und daß das Leben des Geistes, als einer Innerlichkeit, doch auch eine Ablösung oder wenigstens ein Abrücken vom Zustand dieser Welt ist, so möchte man auch Pathos und Komik nur für Wege halten, die, je näher man dem Ziele kommt, sich auch umso mehr verlieren müssen. Und wenn dieses Ziel, die Vollkommenheit, auch nie erreicht wird, weil der Mensch als Mensch sich nie in der Zeit für fertig halten kann, und wenn man dabei noch zur Einsicht genötigt wird, „daß der Mensch durchaus nicht Ziel und Zweck des Geistes ist", so wird man daraufhin noch mehr genötigt sein, einzusehen, wie unnötig solche Einsicht ist, weil sie — auch für Ziel und Zweck des Geistes — völlig fruchtlos ist. Weil hier wohl das Sichbescheiden beginnt und das Zurücksehen in Dankbarkeit auf die Menschennatur, aus der doch der Geist gekommen, oder wenigstens in Sicht gekommen ist. Was hätte ein Baum davon, der zur Einsicht käme, daß der Baum durchaus nicht Ziel und Zweck der Frucht sei; oder eine Blume, die zur Einsicht gelangte, daß die Blume durchaus nicht Ziel und Zweck des Duftes sei! Ist es nicht genug, daß der Baum die Frucht, und die Blume den Duft hervorbringt! Und daß der Mensch gleich dem Baume zur Frucht und gleich der Blume zu Duft kommt, und Frucht und Duft bei ihm im Geiste

sind! Und daß, wie der Duft gewissermaßen das Geschick der Blume und die Frucht jenes des Baumes bestimmt, so auch der Geist, als Innerlichkeit, das Geschick des Menschen! Es läßt den völlig Geist-Gewordenen, den völlig in Innerlichkeit aufgehenden Menschen Herr über sein Geschick sein, läßt ihn dieses somit gewissermaßen zur Vollkommenheit bringen. Wenn also „der Orient und sein Pathos glauben, daß ein Mensch schon in dieser Welt zur Vollkommenheit gelangen könne", ist es vielleicht in diesem Sinne. Aber der Orient hätte damit sein Pathos eingebüßt, und der Westen dürfte ihm gegenüber nicht mehr nur deshalb, weil er auch die Komik hätte, als ein Ganzes gelten. Denn Komik und Pathos verschwänden vor der Vollkommenheit, die nur mehr mit dem Zustand der Innerlichkeit, aber nichts mehr mit dem Zustand dieser Welt zu tun hätte.

VI.

Ich habe meinen Gang durch Haeckers Schrift beendet. Was ich gegen sie vorbrachte, soll mehr mein Verhältnis zu ihr als irgendeinen Mangel der Schrift dartun, die sicher das Dokument eines ernsten und tiefen Geistes ist. Und für Kierkegaard hat sie mich ungemein eingenommen.

Wie er mir aus Haeckers Darstellung entgegentritt, trägt er die Züge des großen Schaffenden, die ein spezifisch Christliches nur darin zeigen, daß er Christus für Gott nimmt. Aber da ihm Gott nichts als Geist und Innerlichkeit ist, und Christus Geist und Innerlichkeit auch für den bedeutet, dem er nicht Gott ist, so hat die Wesenheit Christi dadurch keine Erhöhung erfahren. Wenn aber betont wird, daß Kierkegaard noch zu Lebzeiten der berühmteste Europäer geworden wäre, wenn er „die Hälfte seines Verstandes auf die äußere Welt und den Erfolg verwendet hätte", so spricht das nur für ihn als großen Schaffenden; denn der kann für die äußere Welt und den Erfolg umso

weniger tun, je größer er als Schaffender ist. Solchem Schaffenden müssen Ruhm und äußerer Erfolg, wo sie ihm nahe treten, immer eine Störung sein; denn er, der immer wieder den Mächtigkeiten des Daseins erliegt, kann für die Nichtigkeiten der äußeren Welt nicht mehr empfänglich sein.

Das Christliche Kierkegaards aber beansprucht noch meine Betrachtung. Sein Christusglaube hat aus Christus nicht ein Höheres gemacht, und doch liegt das Entscheidende für Kierkegaard im Wesen des Glaubens. Der Glaube muß also wohl aus dem Menschen ein Höheres machen. Und darin offenbart sich auch das Wesen Kierkegaards. Darüber sagt die Schrift: Der Glaube hat für Kierkegaard erst an dem Punkte seinen Sinn, wo eine leidenschaftliche Reflexion alles auflöst; „er kommt nach dem Verstand, nach der unendlichen Bewegung der Reflexion — also kein Kind kann ihn haben oder ein junges Mädchen oder ein Jüngling, sondern er ist die Raserei des reifen Mannes." Damit ist der Glaube als ein Ausbruch der Innerlichkeit dargetan. Erst als solcher Ausbruch ist er ein Lebendiges, ist er fruchtbar. (Paulus mag noch diesen Glauben, diese ausbrechende Innerlichkeit, besessen haben; so zeigt er wohl „die Raserei des reifen Mannes". Christus muß das alles in der Vereinsamung durchgemacht und hinter sich gebracht haben; bei seinem Erscheinen in der Oeffentlichkeit ist er bereits ein geglättetes Meer von Innerlichkeit; er verteidigt sich nicht mehr vor der Welt.)

Hier verliert es seine Wichtigkeit, ob man Christus für Gott nimmt oder für einen Menschen, der zu Gott durchgedrungen ist. Denn das Maßgebende wird nun der Deismus an sich, der Gottesglaube als Ausbruch der Innerlichkeit. Freilich nimmt man sich, wenn man sich Christus als *Menschen* nimmt, ein höchstes wahrnehmbares Beispiel dieser Gottesgläubigkeit, die immer auch eine Ursprungsgläubigkeit in sich birgt, indem sie einen mit der

Herkunft eint, indem sie dem Verhangensten in einem das hellste Licht entlockt.

Ich zitiere hier einen Satz aus einem Briefe Dostojewskis: „Dem Deismus verdanken wir den Heiland, d. h. eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und daß man nicht daran zweifeln kann, daß sie das ewige Ideal der Menschlichkeit bedeutet." Ich ersehe daraus, daß auch dieser große Dichter an Christus den Deismus als das Entscheidende ansah, das den Heiland hervorbrachte, das dem Menschentum Christi seine Kraft und Größe verlieh. Freilich, ob diese Menschlichkeit nicht schon öfter erreicht wurde und immer wieder erreichbar sein wird, das zu bestimmen läßt der Begriff Ewigkeit nicht zu, der ja die Fernsicht in die Zeit immer wieder völlig verdunkelt. Aber soviel wird klar, daß auch das Christliche Kierkegaards als Ausfluß seiner Innerlichkeit mit dem allgemein Christlichen, das zur Weltreligion geworden ist, nichts zu tun hat. Eine solche Welt-Religion nimmt das Aeußere, das Zeichen, für das Einende; sie ist Konvention geworden. Auf sie muß auch jenes Christliche auflösend wirken: also unchristlich, ja irreligiös, eben nur rein menschlich.

*

Und so ist zum Schluß noch jene Stelle der Schrift hervorzuheben, die vielleicht am besten über das Christliche Kierkegaards Aufschluß gibt und die (mit unwesentlichen Auslassungen) also lautet: „Von Pascals Apologia haben wir nur Trümmer, das Werk Kierkegaards ist vollendet. Drohend und gefährlich angefüllt mit geistigem Sprengstoff steht es vor uns, so groß, daß auch sein Schöpfer es nur verstehen konnte, in dem Glauben, ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen zu sein. Er sah auch seine eigene Leistung schließlich nur darin, jeden neuen Tag abzusterben, um das reine Gefäß des lebendigen Geistes zu werden.

So verstand Kierkegaard seine maßlos angestrengte Arbeit und so vollendete er, mit Bewußtheit jedes äußere Resultat verhindernd, das unvergleichliche Werk, so erreichte er aber auch jene alle Stufen menschlichen Verstehens überragende, in unendliche Höhen führende, erst in Gott endende christliche Klimax: ‚Selig zu sein in Furcht und Zittern'."

Hier kann ich nur staunend und bewundernd verweilen. Dann aber fühle ich: auch dieses Absterben und zum reinen Gefäße des Geistes werden, wäre — meiner Vorstellung nach — nur ein völliges Zur-Herrschaft-Gelangen der Verinnerlichung und demnach noch ein rein Menschliches. Nur dürfte es nicht das Fleisch an sich als Unreines, als ein Uebel ansehen, das es sich völlig unterworfen hat, sondern mehr als etwas, das durch das Aufkommen und die Ausbreitung der Innerlichkeit von selber zurückbleiben mußte.

Und was jene zu höchsten Höhen führende christliche Klimax betrifft: „Selig zu sein in Furcht und Zittern", so findet sie sich bereits in der Liebe vor. Es erhellt vielleicht das Christliche als ein Religiöses der Liebe, läßt jedoch zugleich die Frage erstehen, ob jener Zustand für den reinen Menschen der höchste ist. Wo die Liebe wach und groß genug ist, sei es unter Freunden oder unter Gatten oder zwischen Eltern und Kindern, immer ist sie: selig in Furcht und Zittern um das Geliebte. Aber zu dieser Klimax kommt der Mensch auch den Elementen gegenüber, vor deren ausbrechenden Gewalten wir noch immer völlig machtlos sind, und die in ihrer Unheimlichkeit unsrer eigenen Unheimlichkeit doch wieder so vertraut sind, als wären sie Stoff von unsrem Stoff und Geist von unsrem Geiste. Schon als Kind kann man das fühlen, wenn man in Furcht und Zittern einem heftigen Gewitter entgegensieht und sich doch heimlich zu ihm hingezogen fühlt und selig ist. Es ist wohl unsere Verwobenheit mit den Elementen, die jenes

seltsame blinde Seligsein auslöst, das seine Sicherung darin findet, daß wir die eigene Abhängigkeit und die der Elemente in *eine* Hand gegeben fühlen, deren Macht einzig von unsrer Willigkeit, unsrer Hingabe-Fähigkeit, aufgewogen wird.

Aber jene Klimax gibt endlich auch die Vollkommenheit des bräutlichen Wesens. Denn „selig zu sein in Furcht und Zittern" ist der Zustand der vollkommenen Braut in der Brautnacht, bevor der Bräutigam naht. Bei der ewigen Brautschaft der Menschenseele — ihrer Herkunft aus dem Ewigen nach — wird daraus freilich ein Höchstes. Und es zeigt sich wieder, daß die Geschlechtlichkeit in die höchsten Phasen des Geistes hineinreicht, so daß es dem Menschen in letzter Stunde, da er seine Seele oder seinen Geist dem Ewigen anheimgibt, noch vergönnt sein kann „selig zu sein in Furcht und Zittern". Und nun denke ich, daß auch diese Klimax eine von jeher mögliche, rein menschliche, und nicht erst eine *christliche* ist.

Es könnte jedoch auch sein, der Vorstellung nach, daß durch die unbegrenzte Willigkeit einer Menschenseele Gott gegenüber dieses „Selig sein in Furcht und Zittern" vorweg genommen wird, so daß es völlig verebbt und die Seele in seligen Gleichmut versinkt, in einen Gleichmut, der das Ewige bereits in sich trägt — wie ein Fluß, der die Mündung kaum mehr fühlt, weil er, obgleich er noch zwischen den Ufern läuft, durch sein völliges Aufgehen in seine Bestimmung das Meer bereits in sich trüge. Und es frägt sich, ob diese, die Bestimmung und mit ihr das Ewige vorwegnehmende, Klimax: Selig zu sein in völligem Gleichmut, nicht dem Osten und dem Ganzen — als der Erfüllung reinen Menschentums — näher stünde?

*

Diese Abhandlung läuft somit in eine Frage aus. Sie will auch nur in manches hineingeleuchtet und nichts abgetan haben. Das Thema bleibt fragmentarisch behandelt. Dabei

ist meine einzige Sicherheit: daß ich alles, meiner Beschaffenheit gemäß, dargetan habe. Diese Beschaffenheit mag ihre Mängel aufweisen. Ob sie daher für die Untersuchung der Haecker'schen Schrift (die im Hinblick auf Kierkegaard in einer Weise über das Christliche redet, wie ich es nie zuvor gehört habe) ausreichte, das zu bestimmen muß ich anderen überlassen. Ein im Grunde idyllisch veranlagter Mensch kommt selten dazu, ein philosophisches Werk auch philosophisch genug aufzunehmen. Aber das eine hat er für sich (das auch für das Verstehen des Christlichen im Sinne Kierkegaards ein Wichtiges ist), daß er von sich sagen kann: Mein Stolz und mein Glück und meine Weisheit ist: mich erreicht die Welt nicht.

Nago, im Jänner und anfangs Februar 1914.

* * *

Im Anschluß an diese Betrachtungen wird der „Brenner" demnächst Stücke aus Kierkegaards ästhetisch-philosophischem und religiösem Schaffen veröffentlichen, die bisher noch nicht übersetzt sind.

Gesang des Abgeschiedenen / von Georg Trakl

An Karl Borromäus Heinrich

Voll Harmonien ist der Flug der Vögel. Es haben die grünen Wälder
Am Abend sich zu stilleren Hütten versammelt;
Die kristallenen Weiden des Rehs.
Dunkles besänftigt das Plätschern des Bachs, die feuchten Schatten

Und die Blumen des Sommers, die schön im Winde läuten.
Schon dämmert die Stirne dem sinnenden Menschen

Und es leuchtet ein Lämpchen, das Gute, in seinem Herzen
Und der Frieden des Mahls; denn geheiligt ist Brot und Wein
Von Gottes Händen, und es schaut aus nächtigen Augen
Stille dich der Bruder an, daß er ruhe von dorniger Wanderschaft.
O das Wohnen in der beseelten Bläue der Nacht.

Liebend auch umfängt das Schweigen im Zimmer die Schatten der Alten,
Die purpurnen Martern, Klage eines großen Geschlechts,
Das fromm nun hingeht im einsamen Enkel.

Denn strahlender immer erwacht aus schwarzen Minuten des Wahnsinns
Der Duldende an versteinerter Schwelle
Und es umfängt ihn gewaltig die kühle Bläue und die leuchtende Neige des Herbstes,

Das stille Haus und die Sagen des Waldes,
Maß und Gesetz und die mondenen Pfade der Abgeschiedenen.

Lenz / von Georg Büchner*)

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.

Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht — und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.

Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte.

Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß. Er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heranbrausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwi-

*) Diese novellistische Studie Büchners (geb. 1813, gest. 1837) ist hier nach dem jüngsten Neudruck wiedergegeben, der zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstags des Dichters zusammen mit dem dramatischen Fragment „Wozzeck" in der kleinen Insel-Bücherei erschien.

schen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten — riß es ihm in der Brust, er stand keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe tat; oder er stand still und legte das Haupt ins Moos und schloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, sie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte sich in einen brausenden Strom, der seine klare Flut unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke; und dann erhob er sich nüchtern, fest, ruhig, als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen — er wußte von nichts mehr.

Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen; er setzte sich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel; soweit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen sich breite Flächen hinabzogen, und alles so still, grau, dämmernd. Es wurde ihm entsetzlich einsam, er war allein, ganz allein. Er wollte mit sich sprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu atmen; das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte sich niedersetzen. Es faßte ihn eine namenlose Angst in diesem Nichts, er war im Leeren! Er riß sich auf und flog den Abhang hinunter.

Es war finster geworden, Himmel und Erde verschmolzen in eins. Es war, als ginge ihm was nach und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen, etwas, das Menschen nicht ertragen können, als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm.

Endlich hörte er Stimmen; er sah Lichter, es wurde ihm leichter. Man sagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach.

Er ging durch das Dorf. Die Lichter schienen durch die Fenster, er sah hinein im Vorbeigehen: Kinder am Tische, alte Weiber, Mädchen, alles ruhige, stille Gesichter. Es war ihm, als müsse das Licht von ihnen ausstrahlen; es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhause.

Man saß am Tisch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Gesicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, seine Kleider waren zerrissen.

Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker: „Sein Sie mir willkommen, obschon Sie mir unbekannt." „Ich bin ein Freund von... und bringe Ihnen Grüße von ihm." „Der Name, wenn's beliebt?" „Lenz." „Ha, ha, ha, ist er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen gelesen, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben werden?" „Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurteilen."

Man sprach weiter, er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten: das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat, er zeichnete allerhand Trachten; man drängte sich teilnehmend zu ihm, er war gleich zu Haus. Sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen! Er wurde ruhig; es war ihm, als träten alte Gestalten, vergessene

Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg.

Endlich war es Zeit zum Gehen. Man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhause. Er ging hinauf. Es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund. Er stellte das Licht auf den Tisch und ging auf und ab. Er besann sich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war. Das Zimmer im Pfarrhause mit seinen Lichtern und lieben Gesichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum; und es wurde ihm leer wieder wie auf dem Berg; aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloschen, die Finsternis verschlang alles. Eine unnennbare Angst erfaßte ihn. Er sprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vors Haus; aber umsonst, alles finster, nichts — er war sich selbst ein Traum. Einzelne Gedanken huschten auf, er hielt sie fest; es war ihm, als müsse er immer „Vater unser" sagen. Er konnte sich nicht mehr finden. Ein dunkler Instinkt trieb ihn, sich zu retten; er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln. Der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben; er stürzte sich in den Brunnenstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin.

Da kamen Leute; man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen. Lenz war wieder zu sich gekommen, das ganze Bewußtsein seiner Lage stand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt schämte er sich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angst gemacht; er sagte ihnen, daß er gewohnt sei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erschöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Tal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe sich in ein schmales, gewundenes Tal zusammenzogen, das in mannigfachen Richtungen sich hoch an den Bergen hinauf-

zog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Tälern wie ein goldner Strom schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Tal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute, schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Tales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten.

In den Hütten war es lebendig: man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rat, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben: Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht.

Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter, bald in Gespräch, bald tätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte alles wohltätig und beruhigend auf ihn. Er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmutige Kindergesicht Lenzens machte ihm große Freude.

Aber nur solange das Licht im Tale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er

hätte der Sonne nachlaufen mögen. Wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm alles so traumartig, so zuwider vor; es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen, es war ihm, als sei er blind. Jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm; er klammerte sich an alle Gegenstände. Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie; es waren Schatten, das Leben wich aus ihm, und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er rezitierte Stellen aus Shakespeare, er griff nach allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte alles, aber kalt, kalt! Er mußte dann hinaus ins Freie. Das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser; auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit — er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch.

Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger. Er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das Neue Testament trat ihm hier so entgegen — und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Lose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er tun sollte: dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott — jetzt erst ging ihm die Heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien; aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut!

Er ging des Morgens hinaus. Die Nacht war Schnee gefallen, im Tale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Wege ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin; die Sonne schnitt Kristalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach. Die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn; er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses alles beschert. Wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte; es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ „Ja!“ „Gut, nächsten Sonntag.“

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer. Er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Tauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen. Die Kirche lag neben, am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drumherum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenblick lag

manchmal über dem Tal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute — es war, als löste sich alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen; ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor; manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte. Lenz sprach. Er war schüchtern; unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm; und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß — da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heilgen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all mein Gewinst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen, unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein: göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust. Endlich dämmerte es in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte

über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein. Der Vollmond stand am Himmel; die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Tränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — so lag er nun da allein, und alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei: Sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rote Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß tot; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater tot sei; und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigentümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlte und lebte, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigentümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen

in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus: wie in allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer affiziert würde; wie in den niedrigen Formen alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentiert würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an, wie Stilling, die Apokalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steintal. Lenzen war anfangs das Zusammentreffen unangenehm; er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bißchen Ruhe war ihm so kostbar — und jetzt kam ihm jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als seine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es allen notwendig, daß er da war; er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde.

Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete. Die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sagte, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch seien sie immer noch erträglicher

als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres kleckſen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen. Ich verlange in allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß, was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten: in Shakespeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen: alles übrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister" und den „Soldaten". Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne, aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Tale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen: die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr; das goldne Haar hing herab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Meduſenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen zwischen den Felsen, war es wieder ein

anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne gruppieren, lösen sich auf.

Nur eins bleibt: eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann sie aber freilich nicht immer festhalten und in Museen stellen und auf Noten ziehen, und dann alt und jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotieren und sich entzücken lassen. Man muß die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tieferen Eindruck als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Gestalten aus sich heraustreten lassen, ohne etwas vom Aeßeren hinein zu kopieren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenschwillt und pocht.

Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raffaelische Madonna finden würde. Was liegt daran, versetzte er; ich muß gestehen, ich fühle mich dabei sehr tot. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich tue das Beste daran. Der Dichter und Bildende ist mir der liebste, der mir die Natur am wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle; alles übrige stört mich. Die holländischen Maler sind mir lieber als die italienischen, sie sind auch die einzigen faßlichen. Ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten wie das Neue Testament: das eine ist, ich weiß nicht von wem, Christus und die Jünger von Emmaus. Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger roter Streifen am Horizont, halbfinster auf der Straße; da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brot; da erken-

nen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an; aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Toter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte: so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich, rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallte der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. —

In der Art sprach Lenz weiter; man horchte auf; es traf vieles. Er war rot geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen.

Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann beiseite. Er hatte Briefe von Lenzens Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: „Hier weg, weg? nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehen und zum Fenster hineinsehen — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei [?] Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nötig; wenn er ruhen kann, was

könnt er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben. Warum? warum? Eben weil es mir wohl ist. Was will mein Vater? kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe!" — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg. Er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz. Er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an alles geklammert. Er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich alles nur zurechtmache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde. Manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los; da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht taten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Täler in die Ebene ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirge in verschiedenen Richtungen. Breite Flächen zogen sich in die Täler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebene; in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den

Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht fast träumend; es verschmolz ihm alles in eine Linie, wie eine steigende und sinkende Welle zwischen Himmel und Erde, es war ihm, als läge er an einem unendlichen Meer, das leise auf und ab wogte. Manchmal saß er; dann ging er wieder, aber langsam träumend. Er suchte keinen Weg.

Es war finster Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steintal. Die Türe war verschlossen, er ging ans Fenster, durch das ein Lichtschimmer fiel. Eine Lampe erhellte fast nur einen Punkt: ihr Licht fiel auf das bleiche Gesicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leise die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel saß ein altes Weib, das mit schnarrender Stimme aus einem Gesangbuche sang. Nach langem Klopfen öffnete sie; sie war halb taub. Sie trug Lenz einiges Essen auf und wies ihm eine Schlafstelle an, wobei sie beständig ihr Lied fortsang. Das Mädchen hatte sich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein; er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem verwirrtem Gesicht. Er trat zum Mädchen, sie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, so daß sie ruhiger wurde und verständliche Worte in langsam ziehenden, durchschneidenden Tönen summte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Tälern ein Wetterleuchten gesehen habe; auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf sich nieder und betete leise mit Inbrunst, während die Kranke in einem langsam ziehenden, leise verhallenden Tone sang. Dann gab er sich zur Ruhe.

Lenz schlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr tickte. Durch das leise Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sausen des Windes, bald näher, bald ferner, und der bald

helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt: sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh. In der dämmernden Stube schlief alles, auch das Mädchen war ruhig geworden. Sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Tales, das sich nach Osten öffnete; rote Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Tal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte. Seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf; nun fing er an, die Lippen zu bewegen, und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steintal abgekommen; er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es tat ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt

unheimlich mit dem gewaltigen Menschen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entsetzlichen Tönen. Auch fürchtete er sich vor sich selbst in der Einsamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verflossene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle gewesen, und er spürte an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in sich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltsames Drängen, und dann erschöpft zurückgeschlagen; er lag in den heißesten Tränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob sich kalt und gleichgültig, seine Tränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er sich aufriß, desto tiefer stürzte er hinunter. Alles strömte wieder zusammen. Ahnungen von seinem alten Zustande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüste Chaos seines Geistes.

Des Tags saß er gewöhnlich unten im Zimmer. Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerstreuung, alles hastig von einem zum andern. Doch schloß er sich jetzt besonders an Madame Oberlin an, wenn sie so dasaß, das schwarze Gesangbuch vor sich, neben einer Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngste Kind zwischen den Knien; auch machte er sich viel mit dem Kinde zu schaffen. So saß er einmal, da wurde ihm ängstlich, er sprang auf, ging auf und ab. Die Türe halb offen — da hörte er die Magd singen, erst unverständlich, dann kamen die Worte:

Auf dieser Welt hab ich kein Freud,
Ich hab mein Schatz, und der ist weit.

Das fiel auf ihn, er verging fast unter den Tönen. Madame Oberlin sah ihn an. Er faßte sich ein Herz, er konnte nicht mehr schweigen, er mußte davon sprechen. „Beste Madame Oberlin, können Sie mir nicht sagen, was das Frauen-

zimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?" „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts."

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: „Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht." — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie", fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig . . . Ganz Kind; es war, als wär ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng! Sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl." — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch tat es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Glut in sich zu wecken; es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo alles in ihm

sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte. Und jetzt so tot! Er verzweifelte an sich selbst; dann warf er sich nieder, er rang die Hände, er rührte alles in sich auf — aber tot! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm tun; dann wühlte er in sich, fastete, lag träumend am Boden.

Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday sei gestorben; er faßte es auf wie eine fixe Idee. Er zog sich in sein Zimmer und fastete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin; er hatte sich das Gesicht mit Asche beschmiert und forderte einen alten Sack. Sie erschrak; man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um sich wie ein Büßender und schlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Tale waren ihn schon gewohnt; man erzählte sich allerlei Seltsames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geschäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztisch.

Lenz schauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halberöffneten gläsernen Augen sah. Das Kind kam ihm so verlassen vor, und er sich so allein und einsam. Er warf sich über die Leiche nieder. Der Tod erschreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an: diese Züge, dieses stille Gesicht sollten verwesen — er warf sich nieder, er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge, wie er schwach und unglücklich sei; dann sank er ganz in sich und wühlte all seinen Willen auf einen Punkt. So saß er lange starr. Dann erhob er sich und faßte die Hände des Kindes und sprach laut und fest: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu spotten schien, und die Leiche blieb kalt. Da stürzte er halb wahnsinnig nieder; dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg.

Wolken zogen rasch über den Mond; bald alles im Finstern, bald zeigten sie die nebelhaft verschwindende Landschaft im Mondschein. Er rannte auf und ab. In seiner Brust war ein Triumphgesang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied. Es war ihm, als könne er eine ungeheure Faust hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwischen seinen Wolken schleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und sie dem Schöpfer ins Gesicht speien; er schwur, er lästerte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewisse Licht dehnte sich hinunter, wo die weißen Steinmassen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond stand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz sicher und ruhig und fest. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin so bewegt hatte, es fror ihn; er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel — es war ihm alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor seinem gestrigen Zustand. Er stand nun am Abgrunde, wo eine wahnsinnige Lust ihn trieb, immer wieder hineinzuschauen und sich diese Qual zu wiederholen. Dann steigerte sich seine Angst, die Sünde und der Heilige Geist standen vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von seinen Freunden im Elsaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeistlichen glücklich preisend. Dabei ermahnte er ihn, sich in den Wunsch seines Vaters zu fügen, seinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er sagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Gespräch geriet Lenz in heftige Un-

ruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Tränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. „Ja, ich halt es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude.“ Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde teilhaben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: „Ach! ach! göttlicher Trost.“ Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in allem helfen und raten; er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts wie gebrochene Worte: „Ach, sie ist tot Lebt sie noch? Du Engel! Sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — ich liebte sie, sie war's würdig — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder!“ Oberlin versetzte, vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder. Auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte; er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden

tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen; er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einigemal — endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer: er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: „Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o, so langweilig! Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen [?] soll; ich habe schon alle Figuren auf die Wand gezeichnet.“ Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: „Ja wenn ich so glücklich wäre wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden! ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die meisten beten aus Langeweile, die anderen verlieben sich aus Langeweile, die dritten sind tugendhaft, die vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig!

O Gott! in deines Lichtes Welle,
In deines glühnden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?“

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huschte ihm nach, und indem er ihn mit unheimlichen Augen ansah: „Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterscheiden könnte, ob ich träume oder wache; sehn Sie, das ist sehr wichtig, wir wollen es untersuchen“ – er huschte dann wieder ins Bett.

Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Besuch machen; seine Frau war schon fort. Er war im Begriffe wegzugehen, als es an seine Türe klopfte und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Gesicht über und über und das Kleid hie und da mit Asche bestreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte sich zum Fenster heruntergestürzt; weil es aber niemand gesehen, wolle er es auch niemand sagen. Oberlin erschrak heftig, doch sagte er nichts; er tat was Lenz begehrte. Zugleich schrieb er an den Schulmeister von Bellefosse, er möge herunterkommen, und gab ihm Instruktionen; dann ritt er weg.

Der Mann kam. Lenz hatte ihn schon oft gesehen und hatte sich an ihn attachiert. Er tat, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn, zu bleiben, und so blieben sie beisammen. Lenz schlug noch einen Spaziergang nach Fouday vor. Er besuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verschiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, schien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von den auf dem Grabe stehenden Blumen ab als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebastian mit. Bald ging er langsam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an alles zu stoßen fürchtete. Ein unbeschreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, sein Begleiter ward ihm

endlich lästig, auch mochte er seine Absicht erraten und suchte ihn zu entfernen. Sebastian schien ihm nachzugehen, fand aber heimlich Mittel, seinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufseher, statt einen. Er zog sie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da sie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und sprang wie ein Hirsch gen Fouday zurück. Indem sie ihn in Fouday suchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hause einen Fremden gebunden, der sich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder sein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es so. Ein junger Mensch hatte ihn auf sein ungestümes Drängen in der Angst gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indessen mit seiner Frau zurückgekommen war. Er sah verwirrt aus. Da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Mut; sein Gesicht veränderte sich vorteilhaft, er dankte seinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inständig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht schlafen könne, sich mit Gott zu unterhalten. Er versprach's und tat es so die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn fast die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlins Zimmer. Nachdem sie verschiedenes gesprochen hatten, sagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: „Liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — der Engel!" „Woher wissen Sie das?" „Hieroglyphen, Hieroglyphen!" und dann zum Himmel geschaut und wieder: „Ja gestorben — Hieroglyphen!" Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er setzte sich und schrieb einige Briefe, gab sie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu setzen.

Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Tales geschöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine schreckliche Leere, und doch eine folternde Unruhe, sie auszufüllen. Er hatte nichts. Was er tat, tat er mit Bewußtsein, und doch zwang ihn ein innerlicher Instinkt. Wenn er allein war, war es ihm so entsetzlich einsam, daß er beständig laut mit sich redete, rief, und dann erschrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm gesprochen. Im Gespräche stotterte er oft, eine unbeschreibliche Angst befiel ihn, er hatte das Ende seines Satzes verloren; dann meinte er, er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen, nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen saß und unbefangen sprach, und er dann stotterte und eine unaussprechliche Angst sich in seinen Zügen malte, er die Personen, die ihm zunächst saßen, krampfhaft am Arme faßte und erst nach und nach wieder zu sich kam. War er allein oder las er, war's noch ärger; all seine geistige Tätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen. Dachte er an eine fremde Person, oder stellte er sie sich lebhaft vor, so war es ihm, als würde er sie selbst; er verwirrte sich selbst, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit allem um ihn im Geiste willkürlich umzugehen: die Natur, Menschen, nur Oberlin ausgenommen — alles traumartig, kalt. Er amüsierte sich, die Häuser auf die Dächer zu stellen, die Menschen an- und auszukleiden, die wahnwitzigsten Possen auszusinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann schnitt er entsetzliche Fratzen. Einst saß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl.

Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Tier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls; sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie geriet in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu; Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich aufs schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann geriet er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand: er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn; er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er tat es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb: es war, als sei er doppelt, und der eine Teil suche den andern zu retten und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existiere er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: „Konsequent, konsequent"; wenn jemand etwas sprach: „Inkonsequent, inkonsequent"; — es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit.

Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf, er stürzte sich in Oberlins Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für

ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählich brachten ihn Oberlins Worte dann zu sich; er lag auf den Knien vor Oberlin, seine Hände in den Händen Oberlins, sein mit kaltem Schweiße bedecktes Gesicht auf dessen Schoß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knien und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Besessenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes: er schluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit sich selbst; das waren auch seine seligsten Augenblicke. Oberlin sprach von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an, und sagte endlich: „Aber ich, wär ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um schlafen zu können.“ Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte trostlos mit dem Kopfe. Die halben Versuche zum Entleiben, die er indes fortwährend machte, waren nicht ganz ernst. Es war weniger der Wunsch des Todes — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichsten Angst oder der dumpfen, ans Nichtsein grenzenden Ruhe ein Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz. Augenblicke, worin sein Geist sonst auf irgendeiner wahnwitzigen Idee zu reiten schien, waren noch die glücklichsten. Es war doch ein wenig Ruhe, und sein wirrer Blick war nicht so entsetzlich als die nach Rettung dürstende Angst, die ewige Qual der Unruhe! Oft schlug er sich den Kopf an die Wand oder verursachte sich sonst einen heftigen physischen Schmerz.

Den 8. morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag fast nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber sehr, wie schwer alles sei,

so schwer! er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin sprach ihm Mut zu. Er blieb aber in seiner früheren Lage und blieb den größten Teil des Tages so, auch nahm er keine Nahrung zu sich.

Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Bellefosse gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondschein. Auf dem Rückwege begegnte ihm Lenz. Er schien ganz vernünftig und sprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn, nicht zu weit zu gehen; er versprach's. Im Weggehen wandte er sich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und sagte rasch: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen." „Was denn, mein Lieber?" „Hören Sie denn nichts? hören Sie denn nicht die entsetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont schreit und die man gewöhnlich die Stille heißt? Seitdem ich in dem stillen Tale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht schlafen; ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal schlafen könnte!" Er ging dann kopfschüttelnd weiter.

Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm jemand nachschicken, als er ihn die Stiege hinauf in sein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit so starkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menschen herzukommen schien. Die Kindsmagd kam todblaß und ganz zitternd . . .

Er saß mit kalter Resignation im Wagen, wie sie das Tal hervor nach Westen fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte. Mehrmals, wo der Wagen bei dem schlechten Wege in Gefahr geriet, blieb er ganz ruhig sitzen; er war vollkommen gleichgültig. In diesem Zustande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren sie im Rheintale. Sie entfernten sich all-

mählich vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gespinst. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war wie ein goldener Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz starrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angst in ihm, je mehr die Gegenstände sich in der Finsternis verloren. Sie mußten einkehren. Da machte er wieder mehrere Versuche, Hand an sich zu legen, war aber zu scharf bewacht.

Am folgenden Morgen, bei trübem, regnerischem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er schien ganz vernünftig, sprach mit den Leuten. Er tat alles, wie es die andern taten; es war aber eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen, sein Dasein war ihm eine notwendige Last. — —

So lebte er hin . . .

Arno Nadel / Zeichnung von Kokoschka

Du mußt in diese Straße
Wie in den Wald hinein.
Da stehen Mond und Sonne
Und tauschen Ja und Nein.

Du fängst dich in die Klänge,
Du senkst dich in den Grund,
Wo erste Tiere wandeln,
Urleopard, Urhund.

Sie brüllen ihre Liebe
Ins Ewige hinüber
Und lagern und verstrahlen.

Ergraute Stille regt sich,
Als wenn ein Schein verrausche,
Die Landschaft selbst bewegt sich
In sich hinein — nun lausche:

In heller Nacht geboren,
Im Spinnenhaus erblüht,
Beginnt für gute Ohren
Ein Lied vom Lied.

Leo Sternberg / Stunde der Erfüllung

Es wird die Stunde kommen, wo die schweifenden Sonnen,
die sich flammend bekriegen,
wie geflügelte Goldkugeln schweben im singenden Raum;
und vielleicht ist die Stunde schon nah.
Wir rennenden Sklaven aber, denen das Weltgebäude
von den Eisenhämmern der Arbeit widerhallt,
erblassen vor der nahenden Himmelsstille,
die schon weitherverkündigend die Luft erfüllt mit heiligem
Vorabendglanz;
und das fremde Gleichgewicht, das uns süß überwältigt,
erpreßt wie ein würgender Alp uns Wahnsinnsrufe:
„Es schaufeln rückwärts, rückwärts die Räder des Menschheitsschiffs!"
Und wir peitschen in Schmerzen uns auf und schließen die
Ohren
vor der Verzaubrung traumferner Sonntagsglocken.
Wir schüren die Flammen der Anstrengung übermenschlich
zum Himmel hinan;
schütten die Berge des Wissens, gehäuft von Jahrtausenden,
höher und höher;
fangen mit Riesenantennen Botschaft auf von den Sternen;
untertunneln das Meer;
und schrauben Wendelstiegen im Innern der Berge empor,
die auf dem Gletscher uns aussetzen, über den Wolken.
Um und um gewühlt ist die Erde, Stockwerk über Stockwerk,
von Katakomben, Brücken und unentwirrbaren Wegen;
und von Schauinsland zu Schauinsland spähen wir fieberhaft
aus nach unerflogenen Zielen,
das Gespenst der Sündflut hinter uns und des Weltenbrandes . . .

Wunschlos aber längst im Innersten ruht unser weiseres Herz,
das die Spitzen der Berge goldklar gehoben sieht bis an
ihr Maß,

bis an den Rand gefüllt die Ströme der Tage,
und lächelnd besitzt, was wir zu Höhn erquälter Halbgottheit drängend, nicht finden.
Ach, von Sehnsucht verzehrt nach neuer Sehnsucht verkannten wir Sucher in Fernen,
daß die Stunde der Erfüllung ist unter uns jeglichen Augenblick!
Es bricht der Brunnen der Harmonie,
von dem siebenschalig die Kaskaden schleiern,
aus der Mitte der Erde,
und Reigen beschwingter Menschenkinder,
nichts zu erstreben, zu wissen als dazusein,
umwandeln ihn, schöpfend, mit weltüberschwebenden, silbernen Sängen.
Sie wohnen in Rosenschlössern,
stehn auf dem Berg der Erkenntnis und schaun in das göttliche Land.

Die müde Nazarenerseele

Das Wort geht natürlich auf Dostojewski. Welcher Art der Mann sein muß, der es heute noch in den Mund nimmt, ist auch klar; es riecht ja von Weitem schon nach Linksliberalismus und Industriepolitik. Es stammt aber nicht, wie man auf den ersten Blick meinen sollte, von Richard M. Meyer; denn er, der wahrscheinlich vom Genuß des Zweig'schen Fusels angeregt, zu unserer Pein in Dostojewski ein Problem sieht, das unbedingt er im Berliner Tageblatt lösen muß, er meint, daß Dostojewski eine wilde Seele gehabt habe, „der aber kein gleich starker Intellekt zur Seite stand." Nun, diesem von keinem Skrupel geplagten zielstrebigen Schwachsinn, der sich jetzt auch Urteile über die Hirnkraft eines Dostojewski anmaßt, hat ja Karl Kraus' Arbeit für alle Zeiten zur verdienten Lächerlichkeit verholfen. Aber daß in den eigentlich reichsdeutschen Landen selber, wo doch jeden zweiten Tag eine neue Zeitschrift gegründet wird, jedoch so gut wie keinem der Schriftsteller mehr etwas einfällt, es sei denn sein Tod in Venedig (der aber wortlos

ruhmreicher gewesen wäre) nicht wenigstens für Sauberkeit und Reinlichkeit gesorgt wird, indem was Kraft hat den Besen und die Kehrschaufel zur Hand nimmt und ordentlich ausfegt — das ist die Schande. Es ist, als ob einer Jugend der unmittelbare leidenschaftliche Sinn für Wert, Würde und Ehre im geistigen Leben verloren gegangen sei, als ob sie im Zweifel lebe, was höher stehe, der letzte Putzer und Knecht im Hause des Geistes oder König und Minister im Lande des Gefasels zu sein; freilich ist der Unterschied der: daß auch der letzte Ausputzer im Hause des Geistes selber einigermaßen sauber sein muß, während im Lande des Gefasels gerade die größten und fettesten Oberbonzen auch die schmierigsten Schmutzfinke sein können. Das Wort von der müden Nazarenerseele stammt also nicht von Richard M. Meyer, der ja ganz im Gegenteil meint, daß Dostojewski eine wilde Seele gehabt habe, aber es stammt von einem seiner Gesinnungsgenossen, und ob diese Seelen sich in letzten Dingen auch so sehr widersprechen wie das Ja dem Nein und das Schwarz dem Weiß, das tut ihrem Einverständnis gar nichts, denn sie treffen sich ja sofort in einem gemeinsamen Dritten, wo alles wieder wurscht ist, und dessen allgemeiner Name liberale Sinnlosigkeit und besonderer Berliner Tageblatt oder Neue Rundschau ist. Das Wort hat ein anderer Liberaler geschrieben, auch ein Berliner, auch ein Teleologe. Es ist der deutsche Mill, Spencer, Hamilton, Pitt der Jüngere und der Aeltere, Macaulay, Disraeli-Lord Beaconsfield (dieses rückständige Preußen, das weder Harden noch ihn zu Ministern haben will), Chamberlain, Cecil Rhodes, Asquith, Churchill, Morley usw., kurz, es ist der große Publizist, der „vom lieben Gott mit Metaphysik gestrafte" (jawohl! er und Mauthner) Philosoph und liberale Politiker der Neuen Rundschau: Samuel Sänger. Er meint, daß die Entwicklung Dostojewski überholt habe. Wer die Entwicklung ist und wie sie heißt, sagt er nicht, es ist auch nicht nötig, wir wissen es schon. Die Entwicklung ist die Neue Rundschau oder das Berliner Tageblatt oder, weil die gegenseitige Kongenialität feststeht, beide zusammen. Die Entwicklung hat Dostojewski überholt, weil er eine müde Nazarenerseele war. Da haben wir das Wort. Eine müde Nazarenerseele. Es ist möglich, daß kein einziger Leser der Neuen Rundschau über diese Dummheit oder Lüge,

denn eines von beiden ist es, je nach dem Grade der Bewußtheit, mit der es geschrieben wurde, freilich bei dem Mischmasch des Liberalismus kann es auch beides zugleich sein, — es ist also möglich, daß kein einziger Leser der Neuen Rundschau über diese Dummheit oder Lüge oder verlogene Dummheit und dumme Lüge gelacht hat, ja, es ist wahrscheinlich, daß jeder damit einverstanden war und sagte: ja, dieser Dostojewski war eine müde Nazarenerseele, da lobe ich mir den Eifer und die Kraft der heiteren, olympischen, apollinischen Geister, der diesseitigen Jasager, der Mauthner, Meyer und Sänger — ja, das sind die mutigen Pioniere der Freiheit, was im Reiche der Technik die Flieger, das sind sie im Reiche der Geister, tapfere Lichtbringer, vor denen alle Dunkelmänner entfliehen müssen wie, nun das ist klar, wie die Nacht vor dem Tage. Ich aber, der mit der Eifersucht eines Verliebten darüber wacht, daß in seiner Finsternis kein künstliches Industrielicht scheine, und diesem die schwärzeste Nacht noch vorzieht, so in ihr nur dem Glauben, wenn auch aus weiter Ferne, eines wahren Sternes Strahl und Licht leuchtet, ich, ein Dunkelmann also, der zwar der Sonne nichts anhaben kann und auch nicht will, wohl aber übel qualmende Talgfunzeln mit der größten Bereitwilligkeit und ganz besonderem Vergnügen — sie, die sich für Sterne halten, werden sagen: mit thersitischem und herostratischem Ressentiment — auslöschen hilft, ich sage: Dieser Dostojewski, diese müde Nazarenerseele, dieser wenig starke Intellekt, hat in einer einzigen Minute seines Lebens, nicht tausend, sondern abertausend Mal, mehr Seelenkraft gewonnen, verloren und wiedergewonnen und hat außerdem zeitlebens wachend, träumend und schlafend im kleinen Finger mehr Verstand besessen als jene nimmermüden — nun, dafür müssen sie sich doch halten! Griechen und Cäsarenseelen, der Meyer und der Sänger, der Sänger und der Meyer, die ich im Inferno zum ewigen Trinken lauen Wassers verdammen würde, in einer an Jahren das Patriarchenalter erreichenden Betriebsamkeit, die allem wahren Leben Hohn spricht, jemals ausgeben oder einsparen können.

Ich schlage die „Literarischen Schriften" Dostojewskis auf und lese Seite 356: „Die Schurken foppen mich mit meinem angeblich ungebildeten und rückständigen Glauben an

Gott. Diese Tölpel haben sich eine solche Gottesleugnung noch nicht einmal träumen lassen, wie sie in meinem Großinquisitor und dem vorhergehenden Kapitel ausgedrückt ist, und auf die das ganze Buch (Die Brüder Karamasoff) die Antwort gibt. Wenn ich an Gott glaube, so tue ich es doch nicht wie ein Dummkopf (wie ein Fanatiker). Diese da wollen mich belehren und lachen über meine Beschränktheit! Ihre dumme Kreatur hat sich ja nicht einmal träumen lassen von einer solchen Gewalt der Verneinung, wie ich sie durchgemacht habe. Und die wollen mich unterrichten."

Ich hege keine, aber auch gar keine Zweifel, daß sowohl Meyer wie Sänger diese Sätze, in denen Dostojewski von seiner müden Seele und von seinem schwachen Intellekt redet, gelesen haben, denn sie sind liberal und lesen alles, aber ich hege die allerstärksten Zweifel, ob sie sie auch verstanden haben. Ich glaube nämlich, daß beide entweder so dumm oder so schlau — nein, ich will liberal sein, also so dummschlau waren, diese Worte dahinstehen zu lassen, ihnen keinen Sinn zu geben, sie nicht auf sich zu beziehen, nach der Lektüre nicht aufzuspringen, nicht unruhig zu werden, sich nicht zu schämen. Nein, so taten sie nicht, sondern der eine ging hin und schrieb ein Feuilleton für das Berliner Tageblatt, in dem er bewies, daß Dostojewski zwar eine wilde Seele hatte, aber ein Dummkopf war, während der andere schon vorher ein Feuilleton für die Neue Rundschau geschrieben hatte, in dem er bewies, daß Dostojewski von der Entwicklung überholt wurde, weil er eine müde Nazarenerseele war. Ah ja, da ist nichts zu machen, denn es werden diese linksliberalen, rasend intelligenten aber harmonisch ausgeglichenen Fabrikseelen nimmermehr müde werden, in deutschen Landen mit Rundschau und Tageblatt das bischen Geistesleben zu ersticken.

Theodor Haecker.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 395/396/397:

Glossen / Notizen / Glossen

Der Gipfel der Schamlosigkeit

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.--)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**

2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in 200 **Exemplaren.** Groß-Folio. **Preis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**

3. Nestroy's Werke (Ausg. Hesse) geb. . . . . K 2.40
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo . . K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à K 14.40
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig